

Michael Zander

Kommt zusammen! Über Sexualität mit und ohne Behinderung

„Sie haben (...) unterschiedliche Geschmäcker, unterschiedliche Hobbies, unterschiedliche Vorlieben und sexuelle Präferenzen.“ Was Schulte (1999, 133) hier für schwule Behinderte feststellt, gilt natürlich für alle Leute; aber dass es auch für Behinderte gilt, muss noch ausdrücklich gesagt werden. Verschieden sind nicht nur die Geschmäcker, sondern auch die individuellen körperlichen Voraussetzungen, die mittels des Begriffs der Behinderung mehr oder weniger gewaltsam zusammengefasst werden. Diese können wiederum von den jeweiligen sozialen Lebenslagen behinderter Bürgerinnen und Bürger kaum getrennt werden, weil der Ausschluss von oder die Verfügung über materielle und soziale Ressourcen - d.h. finanzielle Mittel, öffentliche Güter und „Dienstleistungen“, soziale Herkunft und „Beziehungen“ - ganz wesentlich Teil der Voraussetzungen ist und die praktischen Konsequenzen einer Behinderung entscheidend mitbestimmt.

Über das Thema „Sexualität und Behinderung“ kann man auf ein paar Seiten nicht allgemein schreiben in dem Sinne, dass man hier alle wichtigen Erfahrungen, Interessen, Fragestellungen und Konflikte auch nur ansatzweise abdecken kann. Man kann sich allerdings einen Aspekt herausgreifen, der typisch erscheint, den man aus eigener oder berichteter Erfahrung zu kennen glaubt und von dem man hofft, dass man durch ihn die Fragen und Interessen einer Reihe von Leuten artikulieren kann. Die Berücksichtigung von berichteter Erfahrung kann dabei helfen, die eigenen Erfahrungen und die von Freundinnen und Freunden zu ergänzen, auf den Begriff zu bringen oder auch in ihrer jetzigen Form in Frage zu stellen.

Wenn ich im folgenden relativ allgemein von „Behinderten“ und „Nichtbehinderten“ schreibe, dann meine ich alle Aussagen in diesem Zusammenhang als Aussagen, die Tendenzen ausdrücken; d.h. ich erachte zwar die geschilderten Beziehungen und Vorfälle in gewissem Maße als „typisch“, schreibe sie aber selbstverständlich nicht allen Leuten der jeweiligen Gruppe zu, zumal die Grenzen, mit denen man zwischen beiden Gruppen trennt, zwar an objektivierbaren Kriterien orientiert sein mögen, aber zugleich von praktischen Interessen derjenigen bestimmt sind, die eine Einteilung vornehmen und die einen Nutzen davon haben. In den Einteilungen kann sich das Interesse staatlicher Stellen ausdrücken, den Unterstützungsanspruch von Bürgerinnen und Bürgern festzulegen und abzustufen, die „Arbeitsunfähigen“ von den

„Arbeitsfähigen“ zu trennen, verschiedene Gruppen (zwangsweise) verschiedenen „Arbeitsmärkten“ zuzuordnen usw. Praxisrelevante Unterschiede bestehen selbstverständlich auch zwischen den Behinderten für die Behinderten selbst: Die Hindernisse, mit denen z.B. einerseits eine sehgeschädigte, andererseits eine rollstuhlfahrende Person konfrontiert wird, sind verschieden. Ich will hier von diesen Unterschieden absehen. Den Schwerpunkt meiner Ausführungen bilden Erfahrungen von *körperbehinderten* Frauen und Männern, die sich teilweise mit denen Seh- oder Hörbehinderter, aber auch mit denen der sogenannten „geistig“ Behinderten überschneiden können.¹

1.

Auf dem Gebiet der Sexualität verläuft zwischen Behinderten und Nichtbehinderten eine unsichtbare, aber wirksame Grenze. Diese macht sich in der Regel nur dort bemerkbar, wo versucht wird, sie zu überqueren. Man kann von ihr als „glass ceiling“ sprechen, als einem Widerstand, an dem man sich stößt, der aber in seiner „Durchsichtigkeit“ schwer zu erkennen ist.²

Nichtbehinderte scheinen es den Behinderten schwer zu machen, sie für sexuelle bzw. Liebesbeziehungen zu gewinnen. Es sieht ganz so aus, als bestünde für Nichtbehinderte eine Reihe von Barrieren, die es erschweren, zu behinderten Frauen oder Männern erotische Kontakte zu knüpfen. Einige dieser Barrieren könnten auf einer gewissen Unsicherheit bzw. Unkenntnis beruhen, die sich auf die Behinderung der Person bezieht, an der man interessiert ist. So berichten z.B. Rollstuhlfahrende, dass sie - nach einer gewissen Annäherung auf einer Party z.B. - von ihrer Gesprächspartnerin oder -partner harmlos gefragt werden, ob sie denn Gefühl in den Beinen hätten. Das ist in nicht seltenen Fällen eine

¹ Eine geistige Behinderung ist übrigens auch körperlich (was nicht unbedingt heißt, dass sie unveränderlich wäre). Dies muss deshalb betont werden, weil die begriffliche Unterscheidung einen Dualismus bestärken kann, in dem der „Geist“ als vom Körper abgetrennter und besonderer Teil des Menschen erscheint. Dessen Beeinträchtigung wiederum kann fälschlicherweise als eine des „Menschseins“ aufgefasst werden (zur spezifischen sozialen Dimension der geistigen Behinderungen s. Jantzen 1999).

² In den Forschungen, welche sich mit den Formen des tendenziellen Ausschlusses von Frauen aus den universitären Hierarchien befassen, wird das Bild der „glass ceiling“ benutzt (vgl. Kraus 2000, 34). Interessant ist allerdings, dass als Bild ein *Dach* bzw. eine *Decke* verwendet wird: Wer die gläserne Decke eines Raumes überwinden will, die oder der will *aufsteigen*; das Ziel des Aufstiegs aber schließt das der Abschaffung des *gesellschaftlichen Oben und Unten* nicht unbedingt mit ein. Es sei denn, es handele sich darum, nicht nur das Personal in der Hierarchie zu wechseln, sondern, weiterhin bildhaft gesprochen, ein Dach zu schaffen, das hoch genug ist, um allen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern genügend Raum zu geben.

dezent formulierte (und nicht unberechtigte) Frage nach den sexuellen Möglichkeiten der/ des anderen. Dabei scheint die Querschnittslähmung die bekannteste der Behinderungen zu sein; jedenfalls höre ich von Rollstuhlfahrenden (und kenne es auch aus eigenem Erleben), dass sie wiederholt nichtbehinderte Leute treffen, die wie selbstverständlich davon ausgehen, sie hätten kein Gefühl in den Beinen. Oft wird nicht nur die reale Verschiedenheit der Behinderungen verkannt, sondern auch die Tatsache, dass die sexuellen Möglichkeiten querschnittsgelähmter Frauen und Männer zwar eingeschränkt sein mögen, dass sie aber trotzdem bestehen und keineswegs gering sind. „Eine neue Sichtweise des Behinderten. Der Held im Rollstuhl lässt Jane Fonda einen berauschten Orgasmus erleben“, schrieb der 'Spiegel' (...) über den amerikanischen Spielfilm 'Coming home'. Eine 'neue Sichtweise' (...) ist tatsächlich nötig, solange es als Ausnahme bestaunt wird, dass ein Querschnittsgelähmter mit einer Frau schläft“ (Schwerdt 1984, 144).

Nicht selten werden Behinderungen gedanklich in Verbindung mit Krankheiten gebracht, und von Kranken meint man, sie müssten zuallererst gesund werden, ehe sie wieder voll am täglichen Leben - auch sexuell - teilnehmen können. „Gute Besserung“ ist ein oft gehörter und meist aufrichtig gemeinter Wunsch, in dem diese naive Verwechslung von (vorübergehender) Krankheit und Behinderung zum Ausdruck kommt. Mehr oder weniger unklare Befürchtungen können an sie geknüpft werden. Schwerdt (a.a.O., 151) berichtet, dass ein Mann auf einer Veranstaltung äußerte: „Ich hätte Angst, mit einer Frau zu schlafen, die im Rollstuhl sitzt. Ich befürchte, da sind irgendwelche Apparate. Ich habe ja schon Angst, wenn ich mir vorstelle, ich kann die Beine nicht bewegen. Wie ist das, wenn du Körperteile hast, die du nicht bewegen kannst?“ Als Behinderte kann ich antworten: 'So, wie mit den Ohren, die du auch nicht bewegen kannst.',

Aus der Unsicherheit, die durch die Unkenntnis entsteht, kann regelrechte Befangenheit werden. Die Kontaktaufnahme wird durchkreuzt von der Vorsicht, auch ja nichts falsch zu machen. Eine behinderte lesbische Frau erzählt: „Dann laufen natürlich diese Muster ab: (...) Was mache ich jetzt bei Krüppelfrauen, wenn sie im Rollstuhl sitzen? (...) Und das ist eher der erste Gedanke bei so einem politischen Anspruch statt, ich hab jetzt Lust, die kennenzulernen“ (zit. n. Rudolph 2001, 96).

Ein weiteres dieser „Muster“ könnte auf der Befürchtung der Nichtbehinderten beruhen, sich aus einer möglichen Liaison mit einer/ einem Behinderten nicht mehr lösen zu können bzw. zu dürfen. Diese Befürchtung mag auf der (mehr oder weniger bewussten) Annahme beruhen, die oder der andere werde in besonderer Weise an der Beziehung festhalten, weil die Bemühungen Nichtbehinderter zur Einhaltung von Distanz üblich und die Alternativen eher gering seien.

Nichtbehinderte mögen weiterhin Bedenken hegen, in einer Beziehung der anderen Person in besonderer Weise helfen oder auf sie Rücksicht

nehmen zu müssen. Die Gefahr bestünde vielleicht, gäbe es nicht die - in der Öffentlichkeit wenig bekannte und durch die Restriktionen der "Pflegeversicherung" stark eingeschränkte - Möglichkeit der bezahlten Assistenz (s.u.). Hinzu kommt, dass Behinderte aus der Perspektive anderer zwar die Zeichen der Hilfsbedürftigkeit zeigen, dass aber Nichtbehinderte ebenso der Unterstützung und der Rücksicht anderer bedürfen, wenn auch auf anderen Gebieten.

Übrigens kann die Anwesenheit von Assistentinnen oder Assistenten unter bestimmten Umständen zum Problem werden, insofern sie z.B. beim Kennenlernen oder auch in der Beziehung eine Atmosphäre der „Zweisamkeit“ verhindern. Dieses Problem kann gelöst werden, wenn die Assistenz nicht aufgezwungen ist, sondern die Behinderten die Möglichkeit haben, einen bestimmten Umgang mit ihr zu entwickeln: Das kann z.B. heißen, die assistierende Person im richtigen Augenblick fortzuschicken und sie später wieder anzurufen oder ähnliches.

Während die Grenze zwischen Behinderten und Nichtbehinderten gewöhnlich schwer zu erkennen ist, scheinen geglückte Verbindungen für die Liierten klar und selbstverständlich zu sein und der Erklärung nicht mehr zu bedürfen. Gefragt nach ihren Gefühlen beim ersten Kennenlernen in einer WG, sagt die jetzige Ex-Freundin eines behinderten Mannes: „Er saß am Frühstückstisch, mit freiem Oberkörper, und hat sehr genussvoll eine Zigarette geraucht. Das war irgendwie... schon sexy“ (zit. n. Cote 2000).

Eine sehr viel schwerwiegendere Art von Barriere ist eine Unkenntnis, die mit einer deutlichen und mehr oder weniger bewussten Geringschätzung und Abwertung der Gruppe der Behinderten einhergeht. Die ehemalige Moderatorin einer TV-Show über Sexualität („liebe sünde“) beantwortet die Frage, warum in ihrer Sendung Behinderung kein Thema sei, mit einer Gegenfrage: „Es geht (...) um Bilder, mit denen man sich antönt und wo man schöne Dinge sieht. (...) Wollten Sie gerne Behinderte beim Sex sehen?“ (zit. n. Partizip 2/00, 21). Sie äußert zu der Frage, woran es liege, dass „so wenig Nichtbehinderte mit Behinderten 'ins Bett springen'“,: „Insbesondere Frauen denken wahrscheinlich weiter. Man geht nicht nur mit jemandem ins Bett, sondern will möglicherweise auch seinen Lebensabend mit ihm teilen. Viele sind vielleicht davon abgeschreckt, wie viel Verantwortung man übernehmen muss. Wenn man mit jemandem zusammen ist, der blind ist, dann muss man ihn den ganzen Tag durch die Gegend führen und zeigen, wo was ist“ (ebd.). Einen behinderten Sexualpartner, so deutet sie an, könne sie sich nicht vorstellen; ihr sei wichtig, dass „der Körper so funktioniert, dass ich maximal 'enjoyment' habe (...). Vom Bett herunterpurzeln, sich gegenseitig kitzeln und durch die Wohnung rennen, sind Dinge, wo ich mich nicht einschränken wollte“ (ebd., 22). Für sie ist die soziale Welt recht übersichtlich eingeteilt, und sie rät, diese Einteilungen nicht durcheinander zu bringen: „Wahrscheinlich müsste ich als behinderter Mensch woanders

nach einem Partner suchen, als z.B. im Bodybuilding-Studio oder einer Modelagentur. Vielleicht muss man einfach in der Behindertenwerkstatt nachschauen, ob man da jemanden findet“ (ebd.). Schließlich erläutert die Interviewte noch ihre Auffassung vom Zusammenhang zwischen „Körper und Seele“: „Ich denke, dass die Seele sich den [behinderten - M. Z.] Körper aussucht und dann einfach nicht so auf Sex aus ist“ (ebd.).

Die „Offenheit“ dieser Äußerungen ist zwiespältig: Einerseits kann sie als eine „Ungeniiertheit“ interpretiert werden, die man sich insbesondere gegenüber einer sozial geringgeschätzten Gruppe erlauben zu können meint. Andererseits ist sie selbst eine Blöße und gewährt Einblick in die Ressentiments, die sonst nicht direkt zum Ausdruck kommen. Die vorgetragene Auffassung, der zufolge sich die „Seele“ den „Körper“ aussuche, ist dazu geeignet, die implizite Überzeugung abzusichern, wir lebten in einer Welt, in der jeder Mensch erhalte, was er (aufgrund seines Verhaltens) „verdient“.³

In den alltäglichen Begegnungen behalten die Nichtbehinderten das, was sie behindert, i.d.R. für sich - teilweise, weil sie buchstäblich niemandem zu nahe treten möchten, teilweise, weil sie es in der Situation u.U. selbst nicht genau wissen. Für die Behinderten kann das heißen, dass eine direkte Nachfrage, ob und worin das Problem einer Annäherung bestehe, eine Provokation bedeuten oder vielleicht auch keine offene Antwort erbringen würde. Die Gründe für die Distanz bleiben unklar und zwingen zur ergebnislosen Spekulation: „Ist es Zufall? Liegt es an mir? Bin ich empfindlich oder ungeschickt? Werde ich möglicherweise sogar insgeheim angefeindet?“ Unter diesen Umständen bleibt die Distanz unverstehbar und kann für beide Seiten von einer „äußeren“ zu einer „inneren“ Schwierigkeit werden.

2.

Die Barriere zwischen Behinderten und Nichtbehinderten sieht auf ihren beiden Seiten jeweils verschieden aus. Manche der behinderten Schreibenden bzw. Interviewten bringen ihre mit der Abweisung verbundene Enttäuschung klar zum Ausdruck: Eine Interviewte sagt, die Nichtbehinderten kämen „nicht auf einen zu. (...) Man sieht ein, dass die Aktivität

³ Lerner (1980) nennt diese Überzeugung den „Glauben an eine gerechte Welt“, der auf Dauer nur aufrecht erhalten werden kann, wenn man sich „nichtrationaler Taktiken“ bzw. „psychological defences“ bedient, mit denen man sich vor Einsicht in alle Vorfälle und Sachverhalte schützt, die ihm widersprechen. Eine dieser Taktiken besteht Lerner zufolge darin, offensichtlich unverschuldetes „Unglück“ so aufzufassen, als sei das „Opfer“ verantwortlich dafür; „if it is possible to attribute the victim's fate to something he did (...), then the sense of justice is often satisfied“ (ebd., 21). Seine Theorie könnte allerdings weit gehaltvoller sein, würde Lerner nicht seinerseits nicht von einer sozusagen naturgemäß ungerechten Welt ausgehen und gesellschaftliche Verhältnisse teilweise naturalisieren (vgl. ebd., 18f).

von einem selbst ausgehen muss, aber man kann es nicht, weil man laufend einen auf den Deckel kriegt“ (zit. n. Wienhues 1988, 176f). Sie fährt fort: „Dadurch, dass ich in den letzten fünf Jahren, obwohl ich es wollte, streckenweise sehr intensiv wollte, niemanden kennengelernt habe und zeitweise richtig vereinsamt war, kommt das Selbstwertgefühl natürlich ins Wanken (...). So dass ich manchmal denke: 'Du wirst noch bekloppt. Das ist doch wie verhext!' Obwohl man will, lernt man keinen kennen und wenn, dann irgendwelche bekloppten oder kaputten Typen“ (ebd., 178). Kwella (Kwella & Wiese 1998) schreibt, dass viele lesbische Frauen sie selbst nicht als erotische Frau, sondern als „neutrale gute Freundin“ wahrnehmen. Eine andere Frau sagt: „Und es wird von ganz vielen nichtbehinderten Lesben einfach ausgeschlossen, wenn sie einen Krüppel (...) sehen, dass man einen Flirt haben könnte (...), was auch immer, oder einfach mal ins Bett steigen könnte“ (zit. n. Rudolph a.a.O., 100). Boll u.a. (1986) berichten Ähnliches über Männer aus der Perspektive heterosexueller Frauen. Eine andere Autorin dagegen schreibt: „Beim Sex spielt meine Behinderung nicht so eine Rolle. Ich hatte in den letzten Jahren viele kurzfristige Affären. Bei der letzten Frau hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass sie denkt, dass sie eine behinderte Frau für eine Sexnacht leichter rumkriegt“ (anonym 2000). Hengelein (2000) schreibt über seine Sicht vor seinem *coming out* rückblickend: „Ich hatte Angst, in eine schwule Gruppe zu gehen, weil ich mich als Polit-Krüppel über Jahre hinweg in der Behindertenbewegung mit der Scheinwelt intakter Körper kritisch auseinandergesetzt habe. Nun musste ich mich dieser Gruppe von Männern stellen, die die pure Sexualität mit reinen, perfekten Körpern zum politischen Programm erhoben hatte.“

Indem sie oft schwer zu haben sind, ziehen Nichtbehinderte das Begehren vieler Behinderter auf sich. Der Umstand, von sexuellen Beziehungen⁴ mit Nichtbehinderten (zumindest zeitweise) ausgeschlossen zu sein, stellt für viele eine unerträgliche, weil willkürlich erscheinende Einschränkung dar. Das kann dazu führen, dass Behinderte Beziehungen mit Behinderten als sichtbaren Ausdruck dieser Einschränkung ablehnen. So äußert z.B. eine interviewte junge Frau: „Wenn man sich so vorstellt, auch einen Behinderten als Freund, so Rollstuhl, da kann man sich vorstellen, wie alle sagen: Guck mal, da kommen sie wieder, die beiden, die haben sich gesucht und gefunden!“ (zit. n. Wienhues 1988, 160). Eine kleinwüchsige Frau berichtet, es sei ihr „unheimlich schwer gefallen, mit einem Mann, der in meiner Größe war, zusammenzulaufen. Ich hab gedacht: Ihr, die Gesellschaft, wollt ja immer, dass wir Kleinen unter uns sind und ihr Großen da oben unter euch. Und das mach ich einfach nicht mit. Das hat zwar drei Jahre gedauert, aber jetzt sage ich: Ich suche mir nicht einen Partner von der Größe her, sondern vom Charakter - ob der

⁴ Liebesbeziehungen sind im folgenden immer - ergänzend oder alternativ - mitgemeint.

jetzt groß oder klein ist!“ (zit. n. Dörrie 1992, 116f). Auf Nachfrage der Interviewerin sagt sie über die Beziehung zu dem Mann: „Das war eine Liebe. Und die ist daran zerbrochen, dass ich nicht zu ihm stehen konnte. Entweder bin ich fünf Meter vorausgerannt... - ich konnte es einfach nicht. Ich bin mir irgendwie so ghettoisiert vorgekommen“ (ebd., 117).

Ein kleinwüchsiger Mann erzählt im selben Interview: „Eine Freundin von mir war so groß wie ich, aber das ging dann auseinander. Und als ich dann wieder alleine in die Stammkneipe kam, hat mich ein Bekannter angesprochen: Ja, wo ist denn deine Freundin? 'Es ging auseinander', hab ich gesagt und bin da nicht näher drauf eingegangen. Dann kam prompt die Antwort: 'Ja, warum? Ihr habt doch so gut zusammengepasst:' Dann hab ich darauf gesagt: 'Ja sicher, wir waren gleich groß.' Da hat's also geheißen, die sind gleich groß, warum gehen die auseinander. Oder genauso, wenn ich jetzt z.B. mit der Sabine oder mit der Andrea [die beiden anderen Interviewten - M.Z.] einen Stadtbummel machen würde, dann gelten wir automatisch als Pärchen“ (ebd., 114).⁵

Die Grenze zwischen Behinderten und Nichtbehinderten scheint zugleich eine zwischen Behinderten zu sein. So lange sie sich als unüberwindbar darstellt, ergeht es vielen so, dass sie die erotische Attraktivität anderer Behinderter zwar bemerken, sich aber zu ihr - aus mehr oder weniger unklaren Gründen - distanziert verhalten (eindrucksvoll schildert übrigens auch Dierks [2000] in ihrem Roman das mögliche „Dreiecksverhältnis“ zwischen Behinderten und Nichtbehinderten). Soweit die eigenen Möglichkeiten, sexuelle Beziehungen zu knüpfen, eingeschränkt sind und die Gefahren von Abweisungen als groß erscheinen, ist es u.U. naheliegend, erotische Wünsche als bedrohlich wahrzunehmen (s. Schirrmeister 2001). Es kann also subjektiv funktional sein, die eigenen Gefühle zum Zweck der Schadensbegrenzung streng zu disziplinieren, was für etwaige Kontaktaufnahmen wiederum nachteilig sein kann.

⁵ Durch wiederholte Zurückweisungen wird manchen Behinderten der Eindruck nahegelegt, sie müssten, um sexuelle Beziehungen zu knüpfen, ihre Behinderung als Mangel auffassen und durch etwas anderes ausgleichen. Ein interviewtes Mädchen trennt zwischen „Schönheit“ und „Charakter“, wobei sie die Schönheit den Nichtbehinderten und den Charakter den Behinderten zuzusprechen scheint: „(...) aber bei den Jungs ist es so, dass die sofort nach dem Aussehen gucken. Damit die sagen können: Eij, kumma, meine Freundin sieht doch ganz schön bombig aus, woll! Na, so als Anschauungsobjekt sozusagen. Da ist das als Mädchen ganz schön schwer. Die Konkurrenz ist also groß. (...) Unter uns hier [im Berufsbildungswerk - M.Z.] findest du schon schnell einen Freund. Aber die Mädchen, die von außerhalb kommen, die Nichtbehinderten, die denken immer, wer weiß wie schön sie wären, haben jedesmal andere Klamotten an. (...) Wenn ich die Frauen dann sehe, ziehe ich den Schwanz meistens ein, ich kann die absolut nicht ausstehen, weil sie halt eben hübscher sind so. Obwohl ich nicht wissen möchte, was die für einen Charakter haben“ (zit. n. Wienhues a.a.O. 150f).

Die Nichtbehinderten scheinen oft über das zu verfügen, was begehrenswert ist und was Behinderten tendenziell vorenthalten wird - materiellen Wohlstand, (relative) Unabhängigkeit, Mobilität -, dadurch werden sie selbst begehrenswert. Der Versuch Behinderter, sich als eine Gruppe und gegen Barrieren und Ausgrenzung zu formieren (mittels eigener Publikationen, eigenen Treffpunkten und eigenen Forderungen), kann notwendig und nützlich sein; er muss aber widersprüchlich bleiben, weil er unvermeidlich selbst Ausdruck und Bestätigung der Segregation ist. Nicht ohne Ironie schreibt Keitel (2000) über seine verschiedenen Zugehörigkeiten: „Jedenfalls war ich auf einmal der linke Schwule unter den Behinderten, der linke Behinderte unter den Schwulen, der schwule Behinderte unter den Linken...“

Hinderlich für das Anknüpfen von Beziehungen sind auch die gewöhnlichen Barrieren, die Behinderte und Nichtbehinderte noch auf nahezu allen Gebieten voneinander trennen. Das sind zunächst die Barrieren der Architektur, also Stufen, Treppen und fehlende Aufzüge in den Gebäuden und auf öffentlichen Plätzen; das sind fehlende elektrische Türöffner und Behinderten-WCs; das ist der weitgehende Ausschluss vom Öffentlichen Personennahverkehr, ein Zustand, der in Schweden schon seit über 20 Jahren beseitigt ist. Diese Art von Barrieren führt dazu, dass Behinderte und Nichtbehinderte sich nicht oft an den selben Plätzen aufhalten, was selbst eine sonst gewöhnliche Begegnung erschwert. Im individuellen Alltag müssen nicht alle dieser Barrieren als absolute akzeptiert werden, manche können eine aufgenötigte Herausforderung darstellen. Aber auch die individuelle Überwindung - man lässt sich z.B. von Freunden oder Assistenten über die Treppen schleppen - beseitigt die Schranken nicht, sie bleibt eine Art Umweg und ein besonderer Aufwand, der nicht so oft wie nötig zu organisieren ist. Nicht zuletzt unterschiedliche finanzielle und (in der Folge) soziale Ressourcen machen Nichtbehinderte und Behinderte zu Angehörigen verschiedener sozialer Gruppen, die über jeweils andere Handlungsmöglichkeiten verfügen und an anderen Orten bzw. in anderen Kreisen verkehren. Dieser Umstand wiederum verringert die potenziellen Gelegenheiten, einander kennenzulernen.

Wenn die Segregation sich im Einzelfall nur auf wenige Gebiete beschränkt, dann muss das keineswegs heißen, dass sie deswegen subjektiv eine geringe Bedeutung hätte. Dies lässt sich anhand einer Parallele verdeutlichen. Champagne (1997, 84) schreibt über eine Gruppe französischer Jugendlicher arabischer Herkunft: Sie „kennen nur Frankreich und wollen wie jeder andere Franzose behandelt werden. Gerade weil sie sich integriert fühlen, ertragen sie ihre objektive Nichtintegration nur schwer. Sie erleben die Arbeitslosigkeit, von der sie mehr als andere Franzosen betroffen sind, als Ungerechtigkeit.“ Übertragen auf die Situation Behinderter und das Gebiet der Sexualität heißt das: Auch wenn sie die gleichberechtigte Teilhabe an wesentlichen gesellschaftlichen

Möglichkeiten erreicht haben, müssen Behinderte mit Recht den Ausschluss von anderen Gebieten, darunter auch dem der sexuellen Beziehungen, als verletzend wahrnehmen.

3.

In Teilen der Behindertenbewegung wird die Auffassung vertreten, dass in der Gesellschaft bestimmte Normen körperlicher Schönheit gelten, denen sich die Menschen insgesamt unterordnen müssen und denen aber speziell die Behinderten nicht entsprechen können; sie werden folglich als diskriminierend verurteilt. Für manche Autorinnen scheint der Ursprung dieser Normen klar zu sein. Lorbeer (1988, 38) meint, das „Schönheitsideal“ sei von Männern bestimmt. Boll u.a. (a.a.O., 62) verurteilen „diskriminierende Männernormen“; gleichzeitig meinen sie, wenn sie von Männern sprechen, mit denen behinderte Frauen sexuelle Beziehungen haben oder haben wollen, wie selbstverständlich *nichtbehinderte* Männer (S. 64 und 68). Kwella & Wiese (a.a.O.) schreiben, der „hauptsächlich durch den männlichen Blick geprägte weibliche Idealtypus der heterosexuell lebenden Mehrheit“ mache „auch vor der Lesben-Disco nicht halt.“⁶ Bemerkenswert ist, dass die Autorinnen nicht über bestimmte Männer schreiben, die von einer bestimmten gesellschaftlichen Position aus dies oder jenes tun, sondern über (heterosexuelle) Männer schlechthin. Sie geben keine genaue Auskunft darüber, wie Männer Schönheit „prägen“, „bestimmen“, „normieren“. Sie gehen aber davon aus, dass Männer über besondere Macht verfügen. Eine Mitarbeiterin eines Frauenprojekts sagt in einem Interview: „Wir sind alle auch infiltriert und leben das ein Stück weit aus. (...) Ich glaube, da sind Frauen nicht anders als Männer. Die übernehmen das einfach von denen“ (zit. n. Sanders 1999, 75). Männer erscheinen in diesen Aussagen als eine überlegene Gruppe; sie haben, nur dadurch, dass sie Männer sind bzw. über einen „männlichen Blick“ verfügen, sogar Macht über das Denken von Frauen.

In diesen Auffassungen fehlt die schlichte Tatsache, dass auch Frauen einen Geschmack für eine bestimmte körperliche Schönheit entwickeln, dem nicht alle Frauen und Männer entsprechen können und der nicht immer fernab von der angeblichen „Norm“ sein muss. Um Geschlechterverhältnisse zu analysieren und gleichzeitig allzu pauschale Gegenüberstellungen zu vermeiden, könnte man sich die Gesellschaft als eine Art Anlage vorstellen, in der es hierarchisch angeordnete Positionen gibt; in einer Epoche oder historischen Phase haben bestimmte Gruppen

⁶ Sie meinen, das daraus schließen zu können, dass in einer solchen Disco eine Frau sich nicht sicher war, ob sie die Behinderung Kwellas für „echt“ oder für ein Halloween-Kostüm halten sollte. Sie habe sich, nachdem der Sachverhalt klargestellt worden war, „peinlich berührt“ abgewandt.

- z.B. Männer - mehrheitlich obere Positionen in der Hierarchie okkupiert.⁷ Dies schließt keineswegs aus, dass auch Männer in gesellschaftlichen Verhältnissen beherrschte Positionen einnehmen und Frauen herrschende. So könnte man eine - theoretisch gefasste und empirisch fundierbare - Tendenz ausdrücken, ohne alle Frauen und Männer unter Missachtung der tatsächlichen Differenziertheit darunter zu subsumieren. Auch würde deutlich, dass aus der Eroberung dominierender Positionen durch Angehörige der dominierten Gruppe - so nötig sie politisch zu einem bestimmten Zeitpunkt sein kann - nicht unbedingt die Abschaffung der hierarchischen Anlage hervorgeht.

Unter dieser Voraussetzung könnte man vielleicht die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern, aber auch zwischen Nichtbehinderten und Behinderten in bestimmten Dimensionen als „koloniale“ im Sinne Fanons (1985) auffassen: Die „Kolonisatoren“ verfügen über wesentliche Vorteile der gesellschaftlichen Situation und rufen bei den „Kolonisierten“ Widerstand, Resignation oder Bewunderung hervor; es ist klar, dass die Individuen der beiden Gruppen sich jeweils zu dieser Situation verhalten können und auch unterschiedlich zu ihr positioniert sind.

Unbestritten sind die Angehörigen der verschiedenen Geschlechter tendenziell verschieden von den „Schönheitsnormen“ betroffen. Lorbeer (a.a.O.) schreibt, behinderte Frauen litten „im Unterschied zu ihren männlichen Geschlechtsgenossen [sic!] ganz besonders unter ihrer Normabweichung“ (ebd.). Richtiger wäre wohl die Annahme, dass Frauen *und* Männer gleichermaßen an einer solchen „Abweichung“ leiden können, dass aber für Frauen die gesetzten normativen Grenzen enger sind und damit ihr Risiko zur „Abweichung“ größer ist. Kluge u.a. (1999), die eine Befragung mit vorgegebenen Items unter 764 Frauen und 702 Männern durchführten, fassen einige Ergebnisse zusammen: „61% der Männer ist es zumindest 'ziemlich' wichtig, dass ihre Partnerin hübsch aussieht, während nur 39% der Frauen solche Erwartungen an

⁷ Die kapitalistische Hierarchie unterscheidet sich formal von der der Geschlechter oder Hautfarben. Während im Sexismus und Rassismus bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse ideologisch und praktisch mit den jeweiligen körperlichen Merkmalen verbunden werden, ist das mit den Funktionen in der kapitalistischen Ökonomie anders: In die „Charaktermasken“ von Kapital und Arbeit können potenziell Menschen aller Farben und Geschlechter schlüpfen. Das widerspricht nicht dem Umstand, dass es historisch bestimmte Tendenzen gibt, aufgrund derer z.B. Frauen durchschnittlich die schlechter bezahlten oder qualifizierten Tätigkeiten innehaben und in den Vorstandsetagen der Konzerne noch sehr selten vertreten sind. Anders ausgedrückt: Dass es sich bei Kapital und Arbeit um Funktionsbestimmungen handelt, die von Geschlecht und Hautfarbe unabhängig sind, heißt nicht, dass Rassismus und Sexismus einerseits und kapitalistische Entwicklung andererseits voneinander unabhängig wären. Der Produktionsweise kommt vor allem insofern eine besondere Bedeutung zu, als sie die Art und Weise ist, durch welche die Voraussetzungen für das übrige gesellschaftliche Leben geschaffen werden.

ihren Partner haben. Geht es dagegen um das *eigene* Aussehen, haben Frauen größere Erwartungen an sich selbst. Ihnen ist es vor allem wichtiger als Männern, selbst hübsch auszusehen, modisch gekleidet und verführerisch zu sein“ (96). Mehr Frauen, heißt es weiter, gäben an, sie litten unter den „Ansprüchen der Gesellschaft“, „schön“, „schlank“, „gesund und leistungsfähig“ oder „fit und sportlich“ (ebd., 97) sein zu müssen. Wer diese Erwartungen wie hervorbringt und warum sie übernommen werden, lassen Kluge u.a. offen: Zwar fragen sie die Leute, von wem sie sich zu ihren Vorstellungen über Schönheit „anregen“ ließen („Zeitschriften“, „Popstars“, „Freundeskreis“); nur kann man nicht voraussetzen, dass diese (auswählbaren) Antworten stimmig oder gar ausreichend sind.⁸

Übrigens bleibt, auch wenn man von der Analyse der Geschlechterverhältnisse absieht, die Rede von den „Schönheitsnormen“ als angeblicher Ursache der Distanz zwischen Behinderten und Nichtbehinderten problematisch: Erstens ließe sich jedem beliebigen Verhalten eine Norm unterstellen; die Bevorzugung einer politischen Richtung, von Kaffee oder Tee oder eines Menschen wäre demnach jeweils auf eine Norm zurückführbar; eine Verurteilung dieser Norm könnte nicht anders, als selbst normativ sein. Zweitens wären etwaige „Schönheitsnormen“ keine Erklärung für ein Verhalten, sondern sie bedürften (wie auch die von Kluge u.a. angenommenen „Rollenerwartungen“) selber einer Erklärung: Wer hat wodurch die Macht, sie herzustellen und auf welche Weise? Welchen Vorteil versprechen sich Leute davon, sie zu übernehmen oder zu verwerfen?

⁸ Zu berücksichtigen ist, dass hier nicht mehr als die Antworten auf eine Befragung erhoben wurde. Wir wissen nichts darüber, inwieweit die geäußerten Meinungen für die Alltagspraxis der Leute relevant oder ob sie nicht vor allem ein Produkt der sozialen Situation des Interviews sind (darin gleicht die Meinungsumfrage der Erhebung von „Einstellungen“, vgl. Markard 1984, 100ff). Die Bedeutsamkeit einer solchen Situation kann auch dadurch nicht aufgehoben werden, indem man die Antworten gegenüber den Fragenden teilweise anonymisiert (vgl. Kluge u.a. 1999, 27). Die Künstlichkeit der Befragung kommt dadurch zum Tragen, dass den Leuten Fragen und Antworten aufgedrängt werden, die nicht die ihren sind. So könnte man erwägen, ob z.B. das folgende Item nicht bloße Artefakte veranlasst: „Ich fühle mich selbst verantwortlich für mein Aussehen, meine Figur, meine Fitness, meine Gesundheit.“ Wenn ca. 90% der Befragten angeben, dies treffe „eher“ zu, dann mag dies ein Hinweis auf die „symbolische“ Gewalt der benutzten Worte sein. Innerhalb der Befragung lässt sich gegen diese Gewalt nicht opponieren, ohne den Fragenden Material für die Unterstellung zu liefern, man sei gegenüber seinem Aussehen usw. verantwortungslos (zur Kritik von Meinungsumfragen siehe z.B. Bourdieu 1993, 212-223). Interessant können die Ergebnisse solcher Befragungen dennoch sein, dokumentieren sie doch, welche Fragen man sich gefallen und zu welchen Antworten man sich bewegen lässt. Insofern charakterisieren sie jenen Bereich der Öffentlichkeit, dem die Befragung selbst angehört.

Als etwas Ideologisches kann eine solche Norm nicht aus Ideologischem erklärt werden. Sanders (a.a.O., 84) schreibt, das „westliche Schönheitsideal“ sei „von christlichen Traditionen beeinflusst“ und „durch die Zeit des Nationalsozialismus (...) rassistisch geprägt...“ Selbst wenn diese Aussage zutreffen sollte, wäre sie unzureichend, denn sie führt lediglich eine Norm auf andere Normen zurück und erklärt nicht deren Zustandekommen und die *praktischen* Gründe für ihre anhaltende Wirksamkeit.

Zu untersuchen wäre z.B., aufgrund welcher Umstände und in welcher Weise wir unseren sexuellen Geschmack entwickeln, der sich nicht nur - aber auch - auf den Körper bezieht, auf wen wir unser Begehren, unsere Hoffnungen und erotischen Freundschaften richten und auf wen nicht. Vielleicht würde sich zeigen, dass wir von bestimmten Gruppen von Leuten abgegrenzt leben und wir kaum ohne weiteres Gelegenheit erhalten, uns für sie zu interessieren und von ihnen beeindruckt zu lassen.

Dabei wäre zu beachten, dass die Entwicklung des Geschmacks gerade in einer kapitalistischen Gesellschaft sehr umkämpft, weil mit dem Interesse am Verkauf von Produkten eng verbunden ist. Die Agenturen des Verkaufs arbeiten routinemäßig an optischen Darstellungen, die den Produkten in möglichst vorteilhafter Weise beigegeben werden können. Bekanntlich spielen sexualisierte Ästhetiken, in die zunehmend auch Männer als Gegenstand der Anschauung einbezogen werden, hier keine geringe Rolle. Der Geschmack, zu dessen Entwicklung hier beigetragen wird, ist kein spezieller, sondern ein recht allgemeiner; er ist nicht komplex, sondern aufs Optische und den Moment reduziert; er soll nicht an Widersprüche und Zwiespältigkeiten erinnern, sondern sie vergessen machen. Selbstverständlich kann man sich zu einem solchen Geschmack jeweils verschieden verhalten, aber man muss es auch: Es erfordert z.B. einen gewissen Mut, eine Beziehung anzuknüpfen, deren Wirklichkeit möglicherweise nichts mit der eisernen, die Gesellschaft so bejahenden Propaganda des Verkaufs und ihren leeren, aber trotzdem anziehenden Versprechen zu tun hat.⁹

⁹ Von der gesellschaftlichen Praxis abstrahieren auch Erklärungsmuster, denen zufolge psychische Eigenschaften der Ursprung sozialer Distanz sind. Wildbahrer (1982, 17) schreibt (ihren eigenen übrigen Ausführungen widersprechend), der Grund für die Schwierigkeiten von einigen ihrer Freundinnen, sexuelle Beziehungen anzuknüpfen, liege „nicht am Aussehen oder an der Behinderung, sondern einzig und allein am mangelnden Selbstbewusstsein.“ Solche Erklärungen suggerieren einerseits, die Lösung der gemeinten Schwierigkeiten sei mit psychologischen Mitteln zu finden (günstigenfalls kann psychologische Beratung oder Therapie nur Handlungsprämissen und -möglichkeiten aufklären, die den Betroffenen nicht gewärtig sind). Andererseits können sie dazu benutzt werden, die irrtümliche Überzeugung aufrecht zu erhalten, der Werdegang hänge hauptsächlich vom eigenen Bemühen bzw. von der „Einstellung“ ab.

4.

Ein nichtbehinderter Mensch, schreibt Mand (2001, 42), werde „an seinem behinderten Partner Eigenschaften zu schätzen wissen, die er bei jemand anderem nicht gefunden hat - sonst wäre er nicht bei ihm. Wer die Partner fragt, wird die Antwort erhalten, dass die Behinderung bei der Entscheidung für die Beziehung“ kaum eine Rolle gespielt habe. Die gleichberechtigte und selbstverständliche Teilhabe an der Gesellschaft ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, Behinderungen gewöhnlich zu machen und „Eigenschaften“, d.h. *Befähigungen und Erfahrungen* zu entwickeln, die von potenziellen Gefährtinnen und Gefährten gesucht werden. Umgekehrt zwingt gerade die Ausgrenzung behinderte Bürgerinnen und Bürger in eine entwicklungsbeschränkende Lage. In dieser erscheinen sie leicht anderen - Nichtbehinderten und Behinderten - so, als bedürften sie vor allem der Fürsorge und als hätten sie nichts zu geben, wofür man sie zu sexuellen und überhaupt sozialen Gefährtinnen und Gefährten wollen könnte. Teilhabe ist auch nötig, um Unkenntnis über Behinderungen zu verringern und vorschnelle Urteile durch wirkliche Erfahrungen zu korrigieren. Sie muss aber - und mit ihr die Erfahrungen - aktiv hergestellt werden. Dazu gehört auch, Situationen zu schaffen, in denen heikle Fragen zur Sexualität weder respektlos sind, noch durch Tabuisierung verhindert werden.

Wenn Teilhabe mehr sein soll als sozialer Aufstieg nur eines Teils der Behinderten, dann muss die Gesellschaft grundlegend verändert werden. Innerhalb der bestehenden Verhältnisse wären schon wichtige Reformen möglich. Aber so lange die Gesellschaft aufgrund ihrer kapitalistischen Organisation nicht in der Lage ist, gemeinsam die Bedürfnisse aller ihrer Mitglieder gleichermaßen nach den vorhandenen Möglichkeiten zu befriedigen, wird jede radikale Verbesserung der Situation behinderter Bürgerinnen und Bürger als ein besonderes Vorrecht und also angreifbar erscheinen.

Um zu Bedingungen für die Entwicklung sexueller Kontakte und Beziehungen beizutragen, hat sich im März 2000 in Berlin die Initiative „Sexybilities“ gegründet. Sie ist ein Teil der Behindertenbewegung und hat sich politische, kulturelle und beraterische Ziele gesetzt: Politisch tritt sie für eine Teilhabe im beschriebenen Sinne ein und insbesondere dafür, institutionelle Schranken von Einrichtungen, die der Entwicklung sexueller Beziehungen im Weg sind, abzubauen. Zur Schaffung einer nicht ausgrenzenden Kultur organisiert „Sexybilities“ Veranstaltungen, zu denen Behinderte und Nichtbehinderte zusammenkommen und der Sexualität in Wort, Bild, Musik oder Tat Ausdruck verleihen; zu nennen sind hier insbesondere die „Sexybilities“-Parties im „SO 36“ in Berlin-Kreuzberg, die bisher in den Jahren 2000 und 2001 zum internationalen (Protest-) Tag der Behinderten am vierten Mai stattfanden. Die Initiative führt außerdem (ehrenamtlich) Beratungen für Behinderte durch. Darin

geht es um konkrete Problemsituationen und Lösungsvorschläge, um die Reflexion über sexuelle Beziehungen oder auch (relativ selten) um „technische“ Schwierigkeiten auf Grund behinderungsspezifischer Einschränkungen wie z.B. Erektionsstörungen bei Querschnittslähmungen; nicht zuletzt geht es auch um die Vermittlung sexueller Dienstleistungen (vgl. Vernaldi 2001). Der Austausch, der bei „Sexybilities“ auch in einem Gesprächskreis stattfindet, kann schon deshalb wichtig sein, weil wegen der geringen Zahl der Behinderten im Alltag wenig Gelegenheit besteht, von anderen zu lernen und Haltungen und Handlungsweisen zu übernehmen.

Die Benennung mehr oder weniger schwer identifizierbarer Barrieren reicht nicht aus, ist aber notwendig. Auffällig ist, dass es deutlich mehr schriftliche Erfahrungsberichte von Frauen vorzuliegen scheinen als von Männern. Man mag dies auf die besondere Aktivität der Frauenbewegung zurückführen oder darauf, dass Frauen sich tendenziell offener mit Fragen des „privaten“ Lebens befassen. Allerdings ist die Form des Erfahrungsberichts als solche zwiespältig. Einerseits erlaubt sie es u.U., Vorfälle und Eindrücke zu benennen und kenntlich zu machen, die in anderen Darstellungsweisen vielleicht eher entfallen oder zu schwach oder verharmlosend ausgedrückt würden. In ihr kann man Formulierungen finden, die eigene, schwer zu artikulierende Erfahrungen auf den Punkt bringen. Andererseits ist sie auch eine beschränkende Form; sie gibt wenig Möglichkeiten, Erfahrungen zu verallgemeinern und zu objektivieren, also gerade Argumente und Tatsachen anzuführen, die nicht unmittelbar erfahrene sind. Indem der Fokus der Aufmerksamkeit auf den persönlichen Erlebnissen bleibt, kann der Eindruck entstehen, es seien vor allem die Betroffenen, die Probleme „hätten“ oder gar „machten“. Der Erfahrungsbericht kann sogar eine Form annehmen, in der er bloßstellt und schwächt und die Beherrschten nur als Beherrschte zeigt.

Wenn ich bei meinen bisherigen Überlegungen zum Thema „Behinderung und Sexualität“ die Liebe nicht berücksichtigt habe, so vor allem deshalb, um mich nicht auf eine „romantische“ Auffassung einzulassen, in der die Liebe als quasi „übernatürliche“ bzw. außergesellschaftliche Macht erscheint, mit der man sich über alle tatsächlichen Hindernisse hinwegsetzen kann. Eine Frau macht in einem Interview deutlich, dass solche und ähnliche Auffassungen der bestehenden Wirklichkeit nicht standhalten: „Das ist nämlich so, das, was meine Mutter immer gesagt hat: '(...) Wenn dich ein Mann mal wirklich mag, dann wird er auch zu dir stehen.' Nur (...), ich habe sowas, also bis jetzt, noch nie erlebt, weil meistens bin ich auf die Männer zugegangen (...). Ja..., aber so was, wie meine Mutter uns erzählt hat, das ist (...) einfach wie im Märchen“ (zit. n. Wienhues a.a.O., 169). Andererseits kann das, was Engels bekanntlich „individuelle Geschlechtsliebe“ genannt hat, nicht auf sexuelles Begehren reduziert werden, es ist in der Tat eine besondere emotionale Qualität. Nicht umsonst sind die Liebenden unerreichte Hel-

dinnen und Helden in Musik, Literatur und Kunst (über deren Behinderungen noch allzu wenig berichtet wurde). Liebe ist sozial nicht voraussetzungslos; allerdings kann sie - unter bestimmten Umständen - den Liebenden Anlass geben, soziale Grenzen zu überschreiten. Darauf spielt Müller (1980, 290) an, wenn er (einen Teil der romantischen Auffassung rehabilitierend) schreibt, "die Liebe" verneine das bestehende Recht, wenn es ihr im Wege stehe: „Diese anmaßende Eigentümlichkeit der Liebe macht sie zu einer der größten Utopien überhaupt, denn (...) sie will auf einen harmonischeren Zustand der Menschheit hinaus. Sie will den Gegensatz zwischen arm und reich aufheben, den Unterschied zwischen alt und jung missachten, das Schöne mit dem Hässlichen sich paaren lassen, die Rassenschranken niederreißen, die Klassenschranken als nichtig ansehen, und sie verlangt herrisch, alle Gesetze und Hindernisse zu beseitigen, die diesem Wollen entgegenstehen. Dadurch (...) wird die Liebe zu einer ewigen Rebellin, zu einer Empörerin und Umstürzlerin an sich.“

Literatur

- Anonym (2000): Ein starkes Gefühl. In: Partizip 2/00, 18f
- Barzen, Karin, Hg. (1988): Behinderte Frauen in unserer Gesellschaft. Bonn
- Boll, Stefanie u.a. (1986): Geschlecht: behindert, besonderes Merkmal: Frau. München
- Bourdieu, Pierre (1993): Soziologische Fragen. Frankfurt a.M.
- Champagne, Patrick (1997): Die Sicht der Medien. In: P. Bourdieu u.a., Das Elend der Welt. Konstanz, 75-86
- Cote, Kevin (2000): Sex mit Behinderten. In: zitty Stadtmagazin, 9/00, 35f
- Dierks, Martina (2000): Romeos Küsse. Roman. Berlin, München
- Dörrie, Doris (1992): Love in Germany. Zürich
- Fanon, Frantz (1985): Schwarze Haut, weiße Masken. Frankfurt a.M.
- Hengelein, Hans (2000): Schwul im Stuhl. In: Partizip 2/00, 14f
- Jantzen, Wolfgang (1999): Geistige Behinderung ist ein sozialer Tatbestand. In: die randschau, 1/99, S. 20ff
- Keitel, Manfred (1998): Wo sind die Anderen? In: die randschau 2/98, S. 31f
- Kluge, Norbert, Gisela Hippchen & Elisabeth Fischinger (1999): Körper und Schönheit als soziale Leitbilder: Ergebnisse einer Repräsentativerhebung in West- und Ostdeutschland. Frankfurt a.M.
- Krais, Beate (2000): Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen. In: Dies., Hg., Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt a.M., 31-54
- Kwella, Sigrid & Birgit Wiese (1998): Für Echtheit wird garantiert. In: die randschau 2/98, 13f
- Lerner, Melvin (1980): The Belief in a Just World. New York, London
- Lorbeer, Karin (1988): Behinderte Frauen in unserer Gesellschaft. In: Barzen a.a.O., 7-61
- Mand, Peter (2001): Sollen, können, dürfen Behinderte? Wider die Anmaßung unwissender Fachleute. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Forum 2/3 2001, Sexualität und Behinderung, Frankfurt a.M., S. 40ff
- Markard, Morus (1984): Einstellung. Zur Kritik eines sozialpsychologischen Grundkonzepts. Frankfurt a.M.

- Müller, André (1980): Shakespeare ohne Geheimnis. Leipzig
- Rudolph, Silke (2001): Doppelt anders? Zur Lebenssituation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller mit Behinderung. Berlin
- Sanders, Dietke (1999): „Ich seh' ja nie welche.“ Über das Verhältnis von nicht-behinderten zu behinderten Frauen. In: B. Rommelspacher, Behindertenfeindlichkeit, Göttingen, S. 67-95
- Schirrmeister, Benno (2001): Sich selbst das Träumen nicht verbieten. In: *Märkische Allgemeine Zeitung* v. 20./ 21.10.01
- Schulte, Hans-Hellmut (1999): „Einen wie mich hätte ich früher links liegen lassen.“ Behinderte Schwule und soziale Barrieren. In: P. Wießner, Hg., Leben mit Behinderung, Leben mit HIV und AIDS. AIDS-Forum Deutsche AIDS-Hilfe, Bd. 35, Berlin, S. 133-137
- Schwerdt, Cilly (1984): Lieben ohne „schön“ zu sein. In: Gerber & Piaggio, Behinderten-Emanzipation, Körperbehinderte in der Offensive, Basel, S. 144-154
- Vernaldi, Matthias (2001): Sexybilities. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Forum 2/3 2001, Sexualität und Behinderung, Frankfurt a.M., S. 48ff
- Wienhues, Jens (1988): Die Lebensbedingungen körperbehinderter jüngerer Frauen aus ihrer Sicht. In: Barzen a.a.O., S. 145-192
- Wildbahner, Josefine (1982): Körperbehinderte auf der Suche nach Partnerschaft und sexueller Beziehung. In: Forster & Schönwiese, Behindertenalltag, Wien, S. 13-19

Kontakt

Sexybilities bei ASL e.V., Oranienstr. 189, 10999 Berlin, Tel. 030-68080576,
e-mail: sexybilities@hotmail.de, Kontonr. 1430010920, Berliner Sparkasse, BLZ
10050000